

Zu dieser Ausgabe:

Grundlage des Textes ist die 1. Auflage, die unter dem Titel »Der Smaragd von Japalpur« um 1907 im Verlag Breer & Thiemann in Hamm in Westfalen erschienen ist. Die Rechtschreibung wurde nur unzureichend der heute üblichen angepasst, offensichtliche Fehler wurden verbessert, viele Eigenarten und Altertümlichkeiten aber auch beibehalten.

Herausgegeben von Mirko Schädel

Erschienen erstmals um 1907 im Verlag Breer & Thiemann in Hamm/Westfalen

1. Auflage 2023: 100 Exemplare

Copyright by Mirko Schädel

www.krimimuseum.de

Umschlaggestaltung: Mirko Schädel

Druck und Bindung: Schaltungsdienst Lange, Berlin

1. Kapitel

Frank Clifton war auf der Rückreise von Bombay nach London an Bord der »Patna«. Der große »Durbar«, der in Delhi gegen Ende 1902 gelegentlich der Thronbesteigung des ersten Kaisers von Indien stattgefunden und Tausende und Abertausende von Vergnügungsreisenden, Neugierigen und Geschäftsleuten angelockt hatte, war vorüber.

Clifton war »geschäftlich« dort gewesen. Seine »Branche« genau zu bezeichnen, wäre ihm selbst aber wohl schwer geworden; er »machte« eben in allem, von allen italienischen Meistern des Ouattro- oder Cinquecento bis zu Hausstands-Artikeln, wenn die Gelegenheit es mit sich brachte, oder erforderte. In den letzten Jahren hatte er sich allerdings mehr und mehr auf »Spezialitäten« gelegt. Er war nicht eigentlich das, was man einen Händler nennt, ob schon er tatsächlich seinen Lebensunterhalt, und zwar in ziemlich ausgiebigem Maße, durch An- und Verkauf von Seltenheiten erwarb – der »Geschäfte« waren verhältnismäßig wenige; er sah aber darauf, daß ihm jedes hinreichend Profit abwarf, um ihm die Weiterführung der Existenz zu ermöglichen, an die er sich nun seit Jahren gewöhnt hatte und die ihm auch am meisten zusagte, nämlich die ganze weite Welt zu durchreisen und je nachdem Abwechslung und Abenteuer zu erleben. Er war eine sehnige Erscheinung, von mittlerem Wuchs, gebräunt vom vielen Reisen in den verschiedensten Klimaten, mit scharfgeschnit-

tenen Zügen und klugen Augen, behend und geschmeidig, und etwa 35 Jahre alt.

Die Heimreise auf der »Patna« war recht angenehm, obwohl das Schiff selbst ein ziemlich alter Kasten war. Die kühlere Jahreszeit machte sich sogar während der gefürchteten Passage durch das Rote Meer angenehm bemerklich. Unter Frank Clifton's Mit-Passagieren befanden sich wenige, mit denen der weitgereiste »Händler« näher verkehrte. Eine Ausnahme machte Herr Lloyd D. Waterman, ein reicher Amerikaner, keiner von der protzigen Sorte, sondern wirklich ein sogenannter »guter Kerl«, der sich nach langen Jahren der Dollarjagd zum ersten Mal Urlaub gegönnt hatte und diesen nun in Gestalt einer Rundreise um die Welt, in Gesellschaft seiner Tochter Florence, genoß. Natürlich war er auch in Delhi gewesen und hatte sich den »Rummel« angesehen. Frank Clifton's mancherlei Erzählungen und Schilderungen seiner Erlebnisse zu Wasser und zu Lande boten Herrn Waterman ausgiebige Unterhaltung und trugen wesentlich dazu bei, daß er sich mit der Notwendigkeit, an Bord der langsam fahrenden »Patna« zu weilen, aussöhnte. Er hatte den Schnell-Postdampfer nehmen wollen, Clifton eigentlich auch; doch die Kabinen waren sämtlich schon belegt gewesen.

»Sagen Sie, Herr Clifton,« begann der Amerikaner, als sie eines Tages in ihren bequemen Deckstühlen auf dem Promenadendeck saßen und rauchten, »Sie waren doch auch in Delhi während des ganzen Rummels, was? – Na, was war das doch für eine Geschichte mit dem Rajah

von – na, ich vergesse diese indischen Namen immer –, dem sein großer Brillant weggekommen war? Wir lasen davon in der Zeitung – aber nachher habe ich nichts mehr davon gehört. Mir fällt die Sache wieder ein, weil Florence heute morgen ihren Ring nicht finden konnte.«

»Sie meinen den Smaragd von Jabalpur?« fragte Clifton.

»Ganz recht – ein Smaragd war's, und der Name wird wohl stimmen. In der Zeitung stand eine ganz fabelhafte Summe als Wert angegeben –, na, da wird wohl etwas übliche Reporterphantasie mitgespielt haben.«

»Doch nicht,« erwiderte Clifton lächelnd. »Nach dem, was ich von sehr zuverlässiger Seite hörte, war die Angabe richtig. Mir sagte ein Eingeborener, der es wissen konnte, dieser Smaragd habe mit zu den kostbarsten Juwelen, die auf dem Durbar vertreten waren, gehört. Jedenfalls rangierte der Stein als solcher höher, wie sein Besitzer als Rajah, denn letzterer, der von Jabalpur, konnte nur einen Salut von 9 Kanonenschüssen beanspruchen, war also Fürst siebten Grades, während der erste Grad, den übrigens nur 3 haben, mit 21 Schüssen salutiert wird. Aber der Stein ist nicht wieder an's Licht gekommen. Es war eine dunkle Geschichte.«

»Ich meine, gelesen zu haben, sie hätten den Dieb gefaßt?« äußerte Herr Waterman. »Und es soll ihn ja wohl einer gleich totgeschlagen haben?«

»Ja, die Sache lag aber tiefer. Ich höre, Sie haben nur die erste Notiz gelesen. Also es war

nachts ein Dieb in das Zelt des Rajah von Jabalpur hineingeschlichen und von dem Günstling dieses Potentaten, einem gewissen Kishen Gopal, erschlagen worden. Morgens wußte das ganze Zeltlager die Geschichte. Ich erfuhr sie brüherwarm von einem Inder, mit dem ich geschäftlich zu tun hatte. Der Dieb war tot. Seine Leiche, nackt, von Kopf bis zu den Füßen eingeeilt, war identifiziert; es war ein Dieb von Beruf, er entstammte einer Diebesfamilie, oder, wenn Sie wollen, einer Kaste von Dieben. Kishen Gopal, der Günstling, hatte ihn gerade in dem Augenblicke, als er sich mit seinem Raube wieder hatte davonschleichen wollen, bemerkt, und zwei Hiebe mit einem schweren Säbel hatten seinem Spitzbubendasein ein rasches Ende bereitet. Und der Raub, den er in der erstarrten Hand hielt, war eben der Smaragd von Jabalpur. Das Juwel soll von wunderbar reiner Farbe und außerordentlich groß und egal sein; – Sie wissen vielleicht, wie selten große und reine Smaragde sind.«

»Aber erlauben Sie mal,« fiel ihm der Amerikaner ins Wort, »ist denn das allgemein Usus bei den Herren Rajahs, ihre Schätze da in den Zelten auf dem Präsentierteller zur gefälligen Annektierung hinzustellen? – Wie kann denn so ein geölt Langfinger von Beruf ohne weiteres – –«

»Wollte ich gerade schon sagen, denn ich kam meinem eingeborenen Gewährsmann mit derselben Frage. Die Sache sah von vornherein verdächtig aus; die Dreistigkeit des Diebes war ja groß genug; das Erstaunliche aber war, wie konnte der Mensch in das Zelt gekommen sein, ohne

sofort von den zahlreichen Wachen bemerkt zu werden? oder, dies angenommen, wie hatte er sofort die Hand auf ein so kostbares Juwel legen können, wie erfahren, wo es aufbewahrt wurde, wie den Kleinodienbehälter, worin es zweifellos unter Schloß und Riegel verborgen lag, aufgesprengt? – Soviel schien klar, irgendjemand aus der nächsten Umgebung des Rajahs mußte des Fürsten Vertrauen verraten und dem Dieb Informationen zugesteckt haben. Na, das Beste kommt aber noch. Einige Tage später – die Huldigung für den Vizekönig war gerade vorüber – stellte sich heraus, daß der Stein, den man dem toten Dieb aus den Fingern genommen, eine sehr geschickte Glas-Imitation war! Der echte Smaragd war dennoch verschwunden!«

»Na, nun wird's aber interessant!« stieß Herr Waterman hervor und zog an seiner ausgegangenen Zigarre.

»Jawohl,« nickte Clifton, »dem Rajah war bei dem großen Huldigungsempfang des Vizekönigs, wo sein Smaragd am hellen Tage und zwischen anderen kostbaren Juwelen paradiert hatte, schon aufgefallen, daß sein Kleinod so sonderbar matt und von wenig Feuer gewesen war. Argwöhnisch geworden, hatte er sofort nachher seinem Steinschleifer den Fall vorgelegt, und dieser hatte den Betrug augenblicklich als solchen aufgedeckt.«

»Aber was sollte denn die ganze Geschichte?« forschte Herr Waterman eifrig. »Es mußte doch ein Zweck damit verfolgt werden, mit dieser Unterschiebung?«

»Jedenfalls«, war die Antwort, »kann ich Ihnen sagen, daß man sich darüber sehr den Kopf zerbrochen hat. Anfangs schien es wahrscheinlich, daß es zwei Diebe gewesen sein müßten, die den Plan gehabt, die Imitation anstelle des echten Steines zu bringen, daß sie gerade im Moment des vollführten Raubes überrascht worden seien, und daß der eine von ihnen in der Dunkelheit mit dem Juwel entwischt, der andere aber von Kishen Gopal niedergeschlagen worden sei, ehe er sein Falsifikat wieder habe »deponieren« können.«

»Scheint mir auch so,« brummte der Amerikaner.

»Aber,« fuhr Clifton lächelnd fort, »es wurde auch noch eine andere und einfachere Möglichkeit besprochen. Konnte der Smaragd nicht vielleicht schon gestohlen sein, ehe der Rajah mit Gefolge nach Delhi kam, und die Imitation schon damals dafür unterschoben sein?«

»Wahrhaftig!« rief Waterman erregt. »Noch wahrscheinlicher! – der eigentliche Diebstahl datierte vielleicht Monate oder noch länger zurück – Haha! – und der arme eingeölte Tropf von Spitzbube verlor sein Leben bei der Dummheit, ein Stück Glas stehlen zu wollen, derweil ein klügerer Kollege von ihm das echte Juwel längst sicher in den Fingern hatte!«

»Stimmt,« nickte Clifton. »Von den beiden Möglichkeiten schien die letztere auch die wahrscheinlichere, und als auch die Bemühungen der Polizei und der geheimen Spione des Rajahs selbst ergebnislos blieben, fand sie sogar allgemein Annahme.«

»Das reinste Gaunerstückchen!« murmelte Waterman. »Und man hat nichts wieder von dem Stein gehört?«

»Es wurde allerhand erzählt, wie Sie sich denken können, Wahrheit und Dichtung, wie immer. Ein Nachspiel scheint die Sache aber doch gehabt zu haben. Mein Inder, ein biederer Händler vom Bazar, der gute Verbindungen nach Jabalpur hatte, erzählte mir nicht lange nachher, als der Rajah schon wieder nach seiner Residenz aufgebrochen war, der allmächtige Günstling des Rajah, Kishen Gopal, sei nicht mehr in Jabalpur.«

»Wie – meinen Sie, er habe mit dem Diebstahl in Verbindung gestanden?«

Clifton zuckte die Achseln. »Vielleicht – vielleicht auch nicht. Nach den versteckten Andeutungen meines Freundes vom Bazar zu schließen, hat er den Zorn des Potentaten über den Verlust des Lieblings-Juwels wohl ausbaden müssen.«

»Aber wie – das Land steht doch unter britischer Oberhoheit – so mir nichts dir nichts kann doch so ein Rajah – –«

Mit noch skeptischerem Achselzucken versetzte Clifton: »In den kleineren Eingeborenenstaaten geschieht manches, wovon der britische Resident weniger hört, als was in der Landessprache offen erzählt wird. Jedenfalls wäre es weder neu, noch auch ungewöhnlich, daß ein Rajah in seiner Wut über den Verlust einer solchen Kostbarkeit blutige Rache an dem genommen hätte, dessen Obliegenheit es war, sie sicher aufzubewahren, oder der sie nicht wieder herbeschaffen konnte, nachdem sie in Verlust geraten.

Allerdings, ans Licht kommen heutzutage solche dunkle Sachen nicht mehr, und so wird auch wohl das Schicksal des Kishen Gopal, der den Dieb erschlug, ein Geheimnis bleiben.«

2. Kapitel

Einige weitere Tage an Bord verflossen in gewohnter Regelmäßigkeit und Eintönigkeit. Herr Lloyd D. Waterman langweilte sich entsprechend und war mehr denn je in Frank Cliftons Gesellschaft zu sehen.

»Sie haben doch eigentlich ein recht interessantes Leben gehabt, Herr Clifton,« begann er eines schönen Tages wieder, »ich bin ja wohl ein gut Stück älter als Sie, aber in dieser Hinsicht der reine Waisenknabe gegen Sie –; wirklich, ein riesig interessantes Leben haben Sie schon gehabt. Darf man eigentlich sagen, was Sie von Haus aus sind?«

Frank Clifton lachte. »Mein Beruf,« sagte er, »ist – aber ich glaube, er hat gar keine eigene Bezeichnung; es sei denn, Sie nennen mich einen Fuhrmann, oder Spediteur!«

»Fuhrmann, Herr Clifton?«

»Nun ja, sagen Sie Lohnfuhrmann. Sehen Sie, ich bin ein Mensch, der, was Verwandtschaft angeht, so ziemlich allein in der Welt dasteht, und ich habe sehr viel Geschmack daran gefunden, auf der Suche nach allerhand Interessantem und Profitlichem die Welt zu durchstreifen. Besonders viel Geld habe ich dazu nicht nötig, etwas aber doch immerhin; und wie die meisten Leute

habe ich gern wenigstens soviel, daß ich nicht in Verlegenheit komme. Mein Geschäft beruht ganz und gar auf der Tatsache, daß etwas, was in einem Weltteil billig, in einem anderen teuer sein kann. Also kaufe ich auf dem billigsten, und verkaufe auf dem teuersten Markt, genau nach dem ehernen, großen, alten kaufmännischen Gesetz. Aber ich kaufe und verkaufe nicht immer als regulärer Händler, wissen Sie – wenngleich ich ja schließlich wohl doch nichts anderes bin. Meine Spezialität sind Artikel – ganz gleich, aus welcher Branche –, die hinreichenden Profit abwerfen, um den langsamen, methodischen Verkauf von festem Domizil aus unnötig zu machen. So zum Beispiel habe ich in Südamerika Orchideen das Stück zu einem Schilling gekauft, und in London für Hunderte von Pfund direkt an Liebhaber wieder verkauft. Allerdings hat sich die Orchideenjagd ja in einigen Händen auch schon zu einem ganz netten regulären Geschäft ausgebildet.«

»Gewiß doch, davon habe ich auch schon gehört; und die Sache soll auch einen ganz netten Groschen abwerfen. Sie sind also ein Kenner von Orchideen – was?«

»Von Orchideen, und – auch noch von mancherlei anderem. Dazumals, als ich in Südamerika hinter Orchideen her war, bekam ich von einem der Ureinwohner Brasiliens, einem Botokuden – eine sehr scheue und hinterlistige Gesellschaft das, – kann ich Sie versichern – einen rohen Diamanten für ein gutes großes Jagdmesser. Kein besonders großer Stein, wissen Sie; immerhin aber, seine paar Tausend war er wert; und das war er-

heblich mehr, als das Messer kostete – obwohl es beste Solinger Ware war!»

Beide lachten, und Clifton, gesprächig geworden, fuhr fort: »Natürlich bringe ich nicht immer Sachen zum Verkauf nach Europa, zuweilen nehme ich auch allerhand mit hinaus. Ich erinnere mich, daß ich einst bei einem Trödler in London eine sehr alte chinesische Manuskriptrolle kaufte – für bare zehn Schillinge, auf Spekulation. Ich hatte keine blasse Ahnung, was das Zeugs eigentlich war, oder bedeutete, – und ich muß gestehen, ich weiß es auch heute noch nicht – es war also reiner Glückszufall; na, aber als ich das nächste Mal in China war – ich machte mich natürlich gleich nach Entsatz der Gesandtschaften in Peking dahin – traf ich mit einem alten Bonzen zusammen, und der bezopfte Bursche blechte ohne viel Feilschen etwas über zweitausend Taels bar dafür, sodaß ich glauben möchte, das Ding war noch ein gut Stück mehr wert. Na, und auf dieser Tour nach Indien habe ich auch etwas mit hinausgenommen. Auf einer kleinen Reise durch die Schweiz stieß ich auf einige originelle Uhrwerke mit Figuren, alles in Holz, wissen Sie, die sich so ein dörflisches Uhrmacher-Genie zum eigenen Zeitvertreib mal vor langen Jahren zusammenkonstruiert haben mochte, kleine Puppen, die auf einer Plattform umherspazierten, sich verbeugten, fächelten, und die Stunden mit den Fäustchen auf einer Glocke schlugen. Na, sie waren wohl etwas durcheinander und verstaubt, aber das war bald wieder billig in Ordnung gemacht – jedenfalls bekam ich meinen Preis dafür

wieder, und zwar einen recht guten, von einem Maharadscha. So ein indischer Fürst, der Geld auszugeben hat, ist wie ein Kind hinter Spielsachen her.«

»Und bringen Sie denn auch irgendwas Gutes mit heim von dieser indischen Tour?«

»Nun, für eigene Rechnung nur sehr wenig, eigentlich nichts von Belang. Aber etwas einigermaßen Interessantes ist doch da: es gehört allerdings einem andern – ein Dutzend Flaschen Tokayer, die großen Literflaschen; es ist der ganz süße, echte kaiserliche, glaube ich, und fabelhaft alt.«

»Alt?« interessierte sich Herr Waterman, der als echter Amerikaner den gebührenden Respekt vor allem Antiken hatte. »Na, was würden Sie denn zum Beispiel bei diesem kaiserlichen Tokayer alt nennen?«

»Nun, die genaue Kreszenz und den Jahrgang von diesem weiß ich nicht,« versetzte Clifton; »aber der Eigentümer sagte mir, der Tropfen sei schon achtzig Jahre in der Flasche, und das wäre jedenfalls bei jedem Weine etwas besonderes, glaube ich.«

»Achtzig Jahre! – Was Sie nicht sagen! Und was mag der gekostet haben?«

»Keine Ahnung. Ich glaube, mein Bekannter ist ziemlich billig daran gekommen; der handelt mit allem und in allem, heißt Woltscheff – war ursprünglich wohl ein russischer oder galizischer Jude. Der Wein soll seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in irgendeinem der großen Lagerkeller in Delhi gelegen haben; vielleicht war's ein Teil, oder der Rest von einem Präsent für den alten